

Laibacher Zeitung.

Nr. 208.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzj. fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Anstaltung ins Haus halbj. 50 kr. Mit der Post ganzj. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Mittwoch, 11. September

Insertionsgebühr bis 10 Zeilen: 1mal 60 kr., 2mal 80 kr., 3mal 1 fl.; sonst pr. Zeile 1m. 6 kr., 2m. 8 kr., 3m. 10 kr. u. s. w. Insertionsstempel jedesm. 30 kr.

1867.

Nichtamtlicher Theil.

Laibach, 10. September.

In der politischen Dürre des Tages wurde der Auszug, welchen das Pariser Journal „La Situation“ von einem angeblichen Allianzvertrage zwischen Oesterreich und Preußen veröffentlichte, als willkommenes „Tagesereigniß“ begrüßt. Der Vertrag soll aus 12 Artikeln bestehen und bestimmen, daß Preußen die von ihm zerstörten deutschen Souveränitäten wieder herstelle, wogegen es die Diplomatie und die militärischen Kräfte aller deutschen Staaten behalten würde u. s. f.

Die „Wr. Abdpst.“ widmet dem „Tagesereigniß“ nachstehende Worte, welche daselbe alles diplomatischen Nimbus entkleiden: Es ist charakteristisch für die augenblicklich herrschende Stoffarmuth, daß man eine derartige gewiß nichts weniger als geschickte Erfindung so ohne weiters zum „Tagesereigniß“ macht. In der That trägt der „Vertrag“ den Stempel der politischen Unmöglichkeit so deutlich an der Stirne, daß es uns fast überflüssig erscheint, der directen Aufforderung einiger Blätter zu genügen und die Abenteuerlichkeit der ganzen Sache noch ausdrücklich zu betonen. Jedenfalls haben wir nur eine formelle Pflicht damit erfüllt.

Eine ähnliche Pflicht erfüllt die amtliche „Baier. Ztg.“, indem sie schreibt: „Nach dem „Münch. Anzeiger“ haben verschiedene Zeitungen, so die Münchner „Neuesten Nachrichten“ vom 4. d. M., einen angeblich aus Hofkreisen stammenden Correspondenzartikel aus München über Conversationen gebracht, welche Sr. Majestät der König mit Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen während der Begleitung auf der Reise nach Salzburg gehabt haben sollte. — Wir sind ermächtigt, den ganzen Artikel als vollständig unwahr zu bezeichnen und für eine abenteuerliche Erfindung zu erklären.“

Dagegen möchten wir nachstehender Mittheilung der „Köln. Ztg.“ um so mehr Glauben schenken, als sie uns mit den Tendenzen der von den französischen Blättern kriegerisch ausgelegten badiſchen Thronrede im vollsten Einklange zu stehen scheint, und auch sonst in preussischen Blättern schon aufgetaucht ist: Der „K. Z.“ wird nämlich über eine Zusammenkunft Sr. Majestät des Königs von Preußen mit den süddeutschen Souveränen geschrieben: „Ich habe Ihnen vor Kurzem die Mittheilung gemacht, daß in wohlunterrichteten politischen Kreisen von der Absicht einer Zusammenkunft zwischen König Wilhelm und den süddeutschen Souveränen in

Baden-Baden verlautete. Es kann heute hinzugefügt werden, daß die Zusammenkunft selbst mittlerweile an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat, in Betreff des Ortes derselben aber eine Aenderung eintreten könnte. König Wilhelm beabsichtigt dem Vernehmen nach gleich nach Eröffnung des Reichstages einen Besuch auf der Burg Hohenzollern bei Hechingen. Und hier nun, in dem auf dem Grunde der alten Stammburg großartig und glänzend erstandenen Königsschloß, das weit hinaus in die Lande schaut, soll König Wilhelm, heißt es, die süddeutschen Fürsten als seine Gäste empfangen wollen. Man spricht bereits von Vorbereitungen, welche damit in Zusammenhang ständen. Zu verbürgen vermögen wir jedoch unsere Mittheilung nicht.“

Erster österreichischer Lehrertag.

Auf der Tagesordnung der dritten Hauptversammlung am 7. September stand die Fortsetzung der Discussion über die Frage: Was kann der Lehrstand aus sich zu seiner Hebung, zur Förderung seiner Interessen thun? und in Verbindung hienit die Erörterung der Frage über Lehrervereine.

Zuvor werden die gestern eingebrachten Anträge zur Abstimmung gebracht. Der erste ist jener des Herrn Leidesdorf. Er bezweckt die Aufhebung des Schulgeldes und Einführung einer Schulsteuer und in zweiter Linie die Errichtung von Erziehungs- und Unterrichtsvereinen. Der erste Antrag wird mit eminenter Majorität angenommen; ebenso der zweite.

Der Antrag des Lehrers Gözl, ein Dreier-Comité zu bilden, welches das Verhältniß jener Schulen zu erwägen habe, welche Schüler verschiedener Confessionen umfassen, gelangt nicht zur Abstimmung, da der Antragsteller nicht anwesend ist.

Jener des Lehrers Kaltner, daß der österreichische Lehrertag alljährlich als Wanderversammlung zusammenzutreten habe und zu diesem Behufe ein ständiger Ausschuß gebildet werde, wird einstimmig angenommen.

Die Frage über die Modalität der Bildung dieses Ausschusses führt zu einer weitwärtigen heftigen Debatte, allerlei Vorschläge werden gemacht, bis schließlich der Antrag Steiners, den Verein „Volkschule“ mit der Bildung des provisorischen Bureau zu beauftragen, mit Beifall angenommen wird.

Die weiteren Anträge Kaltners: „Wahlrecht der Lehrer“, „Ausstellung von ordnungsmäßigen Schulzeugnissen“ — werden ohne weitere Debatte angenommen; ebenso der Antrag Eukmaiers, auf Einführung des

Turnunterrichtes lautend. Jener des Lehrers Foges, welcher die ausnahmsweise Dispens der Schüler von der 8jährigen Schulpflicht beabsichtigt, fällt.

Hierauf wird die Debatte über die Eingangs bezeichneten beiden Fragen eröffnet. Dieselbe nimmt einen stürmischen Verlauf. Die meisten Redner werden vielfach unterbrochen und zum Schlusse gedrängt.

Schick aus Wien stellt den Nationalitätenhandel als Erbfeind jedes vereinten Zusammenwirkens hin.

Rosenmayer aus Ungarn plaidirt für ein „Vereinsorgan“. Man solle überdies die Interessen der Schule in politischen Tagesblättern verfechten — sich nicht immer auf andere verlassen, sondern selbstthätig arbeiten.

Director Dr. Herzog aus Brody beleuchtet in einer wohlgesetzten Rede die Misere des Lehrstandes. So lange die Lehrergehälter zwischen 140 und 450 fl. variiren, hilft alles nichts, meint der Sprecher. Schließlich zieht derselbe noch unter einem Beifallssturm gegen die öffentlichen Schaulprüfungen zu Felde.

Realschuldirektor Krönes aus Neutitschein (dem katholischen Priesterstande angehörend) erklärt, er würde sich nicht das Wort erbeten haben, würde nicht während 20 Jahren das Lehrfach seine Berufssphäre bilden. Sprecher macht auf einige Widersprüche aufmerksam, welche sich in der Versammlung geltend machten. Er bedauert, daß man dem geistlichen Stande alle Fehler in die Schuhe geschoben, daß man denselben verunglimpft (Widerspruch) und ihm die Berechtigung, in Schulsachen mitzureden, abgesprochen habe.

Vors. Das ist nicht geschehen, man hat nur seine ausschließende Berechtigung negirt.

Schließlich ermahnt der Redner unter reichlichem Beifall, die Jugend für die Ideen der Gleichheit und Brüderlichkeit empfänglich zu machen und diese Brüderlichkeit aber auch selbst zu üben. Reichen Sie unserm Stande, ruft er, brüderlich die Hand, so wie Sie gestern in freundschaftlichem Austausch der Ideen einem mosaischen Collegen entgegengekommen sind.

Director Stein aus Prag (Rabbiner) entwirft als Ausländer eine Parallele zwischen den deutschen, insbesondere preussischen und österreichischen Schulen. Er stellt die letzteren über die ersteren und findet die Haltung des österreichischen Lehrertages um so ehrenvoller, als der preussische Lehrertag im Jahre 1850 an der Schwelle der Reactionsära zusammentrat und sich dessen Mitglieder damals sehr gefügig den Intentionen der Regierung gegenüber benahmen. Redner schließt mit dem Antrage, daß sich die österreichischen

Seusselon.

Reisereflectionen aus Venetien.

II.

(Große Männer im Schlafrock — Zeitungen — Giardini publici und Via Garibaldi — Eine Schwimmschule mit Laibacher Reminiscenzen — Capelle del Rosario — Die Westminsterabtei Venedigs — Ist Venedig zufrieden? — Beamtenmisere — Hotel Bauer und Tauchner — Regimentsmusik — Militärreformen — Rindlehr.)

Und in wie vielen Gestalten wird Garibaldi vorgeführt, als General, als Rothhemdler, im Schlafrock, im Capotrock und merkwürdigerweise am häufigsten in einem Hauskäppchen, wie solche unsere Gastwirthe zu tragen pflegen, wenn sie Abends in den Speisesalon treten, um die Gäste zu bewillkommen. Ich muß gestehen, ich wundere mich, daß es den Italienern ihre Illusion nicht stört, ihren gefeierten Helden in Schlafrock und Hauskäppchen abgebildet zu sehen. Was würden wir dazu sagen, wenn uns ein Maler den Kaiser Napoleon I. in Pantoffeln und Schlafmütze darstellen würde? Und doch liegt darin ein Zug familiärer Gemüthlichkeit, den die Italiener in ihrem Charakter haben. Ist ihnen jemand einmal bekannt und angenehm, so entkleiden sie ihn aller socialen Außerselbstlichkeit und man ist nicht mehr il Signor consigliere, nicht mehr il Signor Direttore, nicht mehr il Signor Dottore, sondern il Signor Francesco, il Signor Carlo u. s. w. Und so ist ihnen Garibaldi im Hauskleid — il famoso Giuseppe. Dieser Giuseppe spielt überhaupt den Aushängeschild für alles. Als Morgens die Zeitungen erschienen waren und ein ganzer Rudel Jungen durch die Straßen damit liefen und selbe zum Verkauf ausboten, riefen sie alle: il Diritto, il Risorgimento, il Rinascimento ben assortito con grandi

notizie del Generale Garibaldi. Also große Nachrichten über Garibaldi, dachte ich mir; am Ende hat der Einsiedler seine Ziegeninsel verlassen und stürmt nach Rom. Ich kaufte mir denn diesen Rinovamento. Doch siehe, der ganze wohlaffortirte Rinovamento enthielt kein Sterbenswörtchen über Garibaldi. Der Italiener denkt sich eben eine Zeitung nur dann „ben assortita“, wenn sie über Garibaldi berichtet. Indessen hat dieses Manöver des Zeitungsjungen doch einen in das Netz gezogen, denn ohne die grandi notizie hätte ich den Rinovamento wahrscheinlich nicht gekauft.

Vom Marcusplatz gingen wir über die Riva dei Schiavoni nach den Giardini publici, vorzüglich angelockt durch die Kriegsschiffe, die dort ankern und deren Namen uns aus den Berichten der Schlacht bei Vissa und dem Proceß Persano wie alte Bekannte vorkamen, die imposanten Panzerregatten „Al Formidabile“ und „Varesa.“ Außerdem zwei Avisodampfer und das Hafenschiff „Triopolis“ an derselben Stelle, wo der alte Pylades für Austria die Wache hielt. Die alte Via Eugenia, die einzige breite Straße Venedigs, heißt nun Via Garibaldi, doch ist dieser Name, wahrscheinlich nur provisorisch, auf einem unangestrichenen Brettle in nichts weniger als calligraphischen Buchstaben angebracht. Wie ich sagte, das Land der Contraste! Solch großer Enthusiasmus und nicht einmal ein Anstrich für das Brett, das der Träger einer Ovation sein soll. Und doch sind seit der Uebergabe Venedigs bereits 13 Monate verflossen. . . .

Von der Via Garibaldi fuhren wir nach der Lagunenschwimmschule Rima. Mein lebhaftester Wunsch, als ich dieses comfortable Institut sah, war, einen der Väter der Stadt Laibach bei uns zu haben, in der frohen Hoffnung, der herrliche Anblick verleite ihn, seinerzeit einen Dringlichkeitsantrag im Gemeinderathe zu stellen, damit Laibach auch endlich einmal das habe, was jede kleinere Stadt hat, eine Schwimmschule, und

sich nicht mehr mit jener Institution im Laibachflusse behelfen müsse, die ein gelehrter Forscher sicherlich als Reste alter Pfahlbauten erklären würde. Wenn ein Laibacher in Venedig das Heimweh bekommen sollte, so rathen wir ihm, ein Bad bei Rima zu nehmen, und das Heimweh ist weg; denn dort sich im Momente der Badebedürftigkeit nach Laibach zu sehnen, ist undenkbar. Und doch könnte unser Rima viel schöner sein, denn wir haben den Vortheil eines erquickenden Bades von 16—17°, während die Lagune 21° hatte, also geradezu lau war.

Nach dem Bade zogen wir durch die Merceria und den Campo Maria Formosa nach der Kirche San Giovanni und Paolo, um die traurigen Reste zu sehen, die von dem Brande der Capelle del Rosario übrig blieben. Welche Wehmuth ergriff mich, als ich den stolzen Bau in Trümmern sah! Die herrlichen Fresken der Schlacht von Curzolari, die Palma's und Tintoretto's, spurlos verschwunden, der unübertroffene Tizian'sche Märtyrertod des heil. Petrus spurlos verschwunden, Gian Belini's liebevolle Madonna spurlos verschwunden, die herrlichen Sculpturen und Schnitzereien von Brustolon spurlos verschwunden, die Marmor-Hautreliefs, an denen die beiden Bonazza, Vater und Sohn, ihre Lebensaufgabe fanden, Morleir's Reliefs jämmerlich zerschlagen, der Marmor bröcklich geworden, dort die Madonna ohne Kopf, der Hirte ohne Fuß, das göttliche Kind ohne Arm.

An diesen Meisterwerken der Kunst, bei deren Anblick man fast zaghaft war, aus Furcht, durch eine unvorsichtige Bewegung einen Schaden zu verursachen, hat der Gräuel der Verwüstung seine entsetzlichen Spuren hinterlassen. Nackt ragen die kahlen Wände empor.

Tiefbewegt standen wir lange Zeit an diesem Grabmale der Kunst. Und was da begraben liegt, wird niemals auferstehen. Unrettbar verloren!

Schulmänner, nach Bezirken eingetheilt, zu regelmäßigen Conferenzen frei vereinigen mögen.

Pape aus Bielitz erachtet sich verpflichtet, den preussischen Lehrerstand, welcher von denselben Ideen durchdrungen sei wie die Schulmänner Oesterreichs, in Schutz zu nehmen. Im Jahre 1850 habe der Lehrertag in Berlin unter dem Drucke des Scheinconstitutionsalismus getagt, darum hatte er keine Erfolge aufzuweisen.

Federer aus Pest betont die Nothwendigkeit der Fortbildung der Lehrer, hinweisend auf die Worte Broughams: „Das Alphabet der Schulmeister ist stärker als die Bajonnette der Armeen.“

Sigmund aus Zglau beantragt, den Wiener Lehrerverein „Volksschule“ als Centralverein zu erklären und damit Filialvereine in den Provinzen in Verbindung zu setzen.

Schneider aus Wien hält für opportun, wegen Mangels eines Vereinsgesetzes, statt der freien Conferenzen, wie sie beantragt wurden, eine Correspondenz zwischen dem Centralverein und den Filialen der Provinzialhauptstädte zu organisiren.

Schuller aus Wels ergänzt diesen Antrag durch das Amendement, an Stelle der Hauptstädte allgemein denjenigen Ort als maßgebend zu bezeichnen, an welchem die Vereinsleitung ihren Sitz hat.

Heinrich Rosenberg aus Pest provocirt durch seine Resolutionen demonstrativen Beifall. Dieselben lauten: Der Rangunterschied unter den Lehrern hat zu fallen, insbesondere die Kategorie der Unterlehrer. Die Oberlehrer sind nicht zu ernennen, sondern zu wählen. Die nächste zweite Lehrerversammlung möge im Königreiche Ungarn tagen.

Tachauer aus Wien beantragt Militärbefreiung der Lehrer. (Beifall.)

Weschnig aus Teschen fordert die Versammlung zur Erklärung auf, daß keinem Lehrer eine größere Schülerzahl als 50 aufgebürdet werden könne, daß für die Lehrer und deren Witwen ein Pensionsnormale wie für die öffentlichen Beamten normirt werden möge, und daß firebsamen Lehramtsandidaten ein Anspruch auf Stipendien eingeräumt werde. (Sämmtliche Anträge werden stürmisch bejubelt.)

Da die Zeit bereits weit vorgerückt ist, macht Schriftführer Steiner den Vorschlag, die Beschlüßfassung über die eingebrachten Anträge, deren nicht wenige sind, dem Lehrervereine „Volksschule“ zu überlassen. (Wird angenommen.)

Nach 1 Uhr schließt der Vorsitzende die Versammlung, dankt für das dem Präsidium geschenkte Vertrauen und erlucht um Nachsicht, wenn der parlamentarische Ton nicht allenthalben eingehalten wurde.

Vizepräsident Körner spricht gleichfalls warme Dankesworte.

Vizepräsident Herrmann hebt als Devise das Sprüchlein: „Vertrauen um Vertrauen“ hervor. Vertrauen zu Sr. Majestät dem Kaiser (dreimaliges Hoch!), zu dem Vertretungskörper dies- und jenseits der Leitha, auf den guten gesunden Sinn des Volkes und auf den eigenen Muth, endlich und vor allem auf Gottes Hilfe und Beistand.

Lehrer Braun aus Althofen gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß das uralte Sprüchlein: „Wem die Götter mißgünstig sind, den haben sie zum Lehrer gemacht,“ in naher Zeit gerade umgekehrt lauten werde, dankt dem Präsidium für die aufopfernde Mühewaltung (Hoch!), ebenso Sr. Excellenz dem Statthalter und dem Bürgermeister von Wien. (Hoch!)

Präsident dankt wiederholt und schließt die Versammlung mit einem abermaligen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und die Räte der Krone.

Der Indianerkrieg in Nordamerika.

Die vor einigen Monaten gegen die indianischen Stämme unternommenen Kriegszüge hatten zum Zweck, die Communicationen auf den Eisenbahnen zu sichern, die sich vom atlantischen bis zum großen Ocean erstrecken und, New-York mit San Francisco verbindend, die ganze Breite des amerikanischen Continents durchschneiden sollen. Die Vereinigten Staaten legen der prompten Vollendung dieser Eisenbahnverbindung eine besondere Wichtigkeit bei, weil man hofft, daß diese Linie in nächster Zukunft den ganzen Transit zwischen Europa und dem östlichen Asien absorbiren wird, da die gesuchtesten asiatischen Produkte, wie der Thee und die Seide, wenig Raum einnehmen und dabei sehr kostbar sind, so daß sie wohl die Erhöhung der Fracht, welche durch den Eisenbahntransport verursacht würde, umso mehr ertragen können, als der Mehrbetrag der Fracht durch die Verringerung der Gefahr des Transportes und durch die schleunigere Sendung gewissermaßen eingebracht wird. Sowohl in New-York als in Washington gibt man sich diesen Combinationen hin, und die Arbeiten werden mit so großer Energie betrieben, daß man bei der Eile nicht immer die nöthige Vorsicht hat obwalten lassen. Vor allem galt es, so schnell als möglich bis zur Küste des stillen Oceans zu gelangen, und die Natur des Bodens begünstigte die Ausführung der Anlagen. Zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge erstrecken sich nämlich unabsehbare, mit hohen Gräsern oder Strauchwerk bewachsene Ebenen, die kaum an einzelnen Stellen sich sanft erheben, und es hat bei Anlage der Bahn genügt, die Schienen zu legen und zu befestigen, ohne Dämme aufzuwerfen oder künstliche Bauwerke ausführen zu müssen. Außerdem hatte man keine Ausgaben für die Erwerbung des Grundes und Bodens, weil in diesen weiten Strecken der Ländereien niemand ein Eigenthumsrecht nachweisen kann. Doch stellte sich im Verlaufe des Unternehmens ein Hinderniß ein, auf welches man nicht gerechnet hatte. Die Indianer sahen sich nämlich in ihrer Einsamkeit zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge, wohin sie sich zurückgezogen hatten, gestört; sie bedrohten die Arbeiter, griffen die Arbeiter und selbst die Züge an. Sofort entschloß sich die Washingtoner Regierung, sich der gefährlichen Nachbarn um jeden Preis zu entledigen.

Nach der vorwiegenden Meinung konnte das Ziel nur durch die völlige Vernichtung der letzten Reste der Eingeborenen erreicht werden. Bekanntlich nimmt die Zahl der indianischen Reste seit der Verührung mit den Weißen unausgesetzt ab. Im Jahr 1853 schätzte man die Anzahl der Indianer innerhalb der Vereinigten Staaten auf 400,764 Individuen: nach der neuesten Schätzung beläuft sie sich noch auf 350,000 Seelen, was eine Abnahme von 50,000 in 13 Jahren constatirt. Die Indianer führen sämmtlich ihren Ursprung auf die Urbewohner America's den columbischen Stamm, zurück,

der die Alleghanies und Apalatschen verließ und sich längs der atlantischen Küste und in Canada, in der Gegend der großen Seen, ausbreitete, wo sie die kräftigen und kriegerischen Stämme der Huronen, Irokesen, Delawaren und Natchez bildeten, die durch ihre Kämpfe gegen die Franzosen und Engländer so bekannt geworden sind. Diese Stämme, die sich nach und nach vor den Weißen zurückzogen, verloren sich endlich in den Prairien des Westens und Nordwestens, inmitten der Sioux, der Osagen u. s. w., welche ihrerseits nach und nach den amerikanischen Pionieren gewichen waren und seit 1825 die östlich vom Mississippi belegenen Territorien gänzlich verlassen hatten. Auf der Westseite des Stroms hatte ihnen die Regierung der Vereinigten Staaten ausgedehnte Strecken zugetheilt, wo fast sämmtliche Indianer als Nomaden lebten. Nur ein kleinerer Theil — man spricht von 50 bis 60,000 — nahm eine Art halber Civilisation an, legte kleine Städte und selbst einige Schulen an. Alle Indianer haben ihre alte Einteilung in Stämme beibehalten, wie es schon vor Ankunft der Europäer der Fall war. Von sämmtlichen eingebornen Stämmen sind die, welche im Norden Mexico's an der Grenze wohnen, die Apatschen, die ungefähr 15,000 Seelen zählen, die kriegerischsten, und stets bereit ihr Territorium gegen die Weißen zu vertheidigen. Dieser Stamm hat sich auch am feindlichsten gegen die oben erwähnten Eisenbahnanlagen gezeigt, und man glaubte zuerst in Washington, daß man lediglich gegen diesen Stamm zu kämpfen haben werde. Aber andere Stämme aus den westlichen Prairien verbanden sich mit den Apatschen, und bald schlossen sich ihnen, mit Ausnahme der Creeks und der Seminolen Florida's und Alabama's, sämmtliche Indianerstämme an, um den Eindringlingen, die sie bis in ihre letzten Zufluchtsstätten, in die Felsberge, verfolgten, gemeinsamen Widerstand entgegenzusetzen. Auf dem Wege des Schmuggels, der schwer zu verhindern ist, mit Waffen und Munition versehen, hat der Indianer außerdem eine werthvolle Unterstützung an seinem kräftigen und unermüdbaren Pony, der seinen Reiter tagelang weit hin in die endlosen Prairien trägt und leicht der Verfolgung des Feindes entzieht. Plötzlich brechen dann die Indianer aus ihren nur ihnen bekannten Schlupfwinkeln auf den überraschten Feind los, um sich von neuem in den weiten Savannen zu verlieren. Der reguläre Soldat in seiner schweren Equipirung, und weder durch seine militärische Ausbildung noch durch sein Temperament vorbereitet, die Beschwerden eines heißen Klima's, sowie einen Marsch zu ertragen, dem kein Weg vorgezeichnet ist, und sich durch die hohen Gräser bewegt, fühlt sich vollständig außer Fassung gebracht, wenn der Feind auf einen Augenblick erscheint, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Angesichts dieser Schwierigkeiten, denen gegenüber eine geregelte Taktik nichts nützt, konnte auch das Talent des Generals Sherman, von dem er während des Feldzugs in Georgien Beweise genug geliefert hat, nichts helfen. Die Truppen, die unter seinen Befehl gestellt waren, wurden in zwei Corps getheilt. Das eine unter dem Commando des Generals Augur ging das Thal des Ober-Missouri hinauf; das andere unter General Hantok marschirte gegen Süden in der Richtung von Neu-Mexico. Aber vor diesen beiden compacten Massen verschwanden die ungreifbaren Feinde in den Prairien. Zu ihrer Verfolgung wurden die amerikanischen Corps in kleine Detachements getheilt,

Die zwei Bilder von Tizian und Gian Bellini waren bekanntlich nur deshalb in der Capelle untergebracht, damit sie in der Kirche nicht Schaden leiden, da in derselben Restaurirungen vorgenommen wurden. Ein schwarzes Tuch hängt in dem Rahmen des Altars, in welchem das Tizian'sche Meisterbild seinen Platz hatte. Statt Gian Bellini's Madonna hängt eine Copie der Assunta von Tizian, doch kleiner als der Rahmen, in welchem es sich befindet. Die Kirche San Giovanni und Paolo nennt man mit Recht die Westminster-Abtei Venedigs, denn längs den Wänden, neben und übereinander sind Grabmäler und Mausoleen, Reiterstandbilder und Büsten berühmter und nicht berühmter Dogen, Senatoren und Bürger und meist in umgekehrtem Verhältnisse der Pracht des Denkmals zum Klange des Namens. Je klangloser der Name, desto herrlicher das Denkmal, dem Andenken des großen Mannes genügt eben ein einfacher Stein.

Eine Grustplatte am Kirchenboden erregte meine besondere Aufmerksamkeit, nicht bloß, weil sie neu war, sondern der vielen Blumenkränze wegen, die darauf gelegt waren.

Es ist dies das Grabmal der zwei Venezianer Moro und Vandiera, welche in Mantua wegen Hochverraths erschossen, und deren Gebeine unter großen Ovationen hieher gebracht, in der Kirche beigesetzt wurden und jetzt der Gegenstand politischer Ovationen sind.

Auf diesen Kreuz- und Querbügen durch die Stadt gab sich selbstverständlich oft die Gelegenheit, mit Venezianern zu verkehren, und da führte uns das Gespräch, von mir absichtlich dahin geleitet, zur Erörterung der Frage, ob Venedig nun zufrieden sei? Und wenn ich es versuche, aus all' den verschiedenen Antworten einen Gesamteindruck herauszubilden, so muß ich gestehen, daß dies sehr schwer ist. Natürlich urtheilt jeder nach

seinen persönlichen Eindrücken, und so kommen die widersprechendsten Ansichten zu Tage.

Venedig hat durch seinen Regierungswechsel viel verloren und andererseits auch wieder gewonnen. Die Handelsverhältnisse nach Außen sind eher schlechter geworden, jedenfalls nicht besser; die Venezianer haben Banknoten erhalten, statt des bisherigen klingenden Silbers, die Gastwirthe und Cafetiers haben entschieden verloren, da sie den außer seiner Wage meist vom Hause mit Geld versehenen österreichischen Officier verloren haben, während der italienische Officier, vom Governo aus mit allem versehen, keine Auslagen zu machen braucht, als Café und Cigarre. Andererseits ist die Zollschranke mit dem übrigen Italien gefallen und der Handelsverkehr im eigenen Lande bedeutend erleichtert, der Fremdenverkehr, nun stöckend, wird sich sicher wieder eben so heben, wie er früher war, die Institutionen sind im allgemeinen frei und liberal. Am meisten leiden die Beamten, insbesondere jene, die von Oesterreich übergetreten sind; denn nebst der Einkommensteuer hat er noch die Möbelsteuer zu bezahlen, die unter dem Namen Richezza mobili, den Sitz besteuert, auf dem der geplagte Beamte von seiner Tagesmühe ausruht. Dazu kommt noch ein fataler Umstand. Die österreichische Regierung zahlt ihre Beamten anticipando, die italienische posticipando. Um nun dies letztere System einzuführen, erhalten die Beamten den Gehalt jeden Monat um drei Tage später, also z. B. am 1. Jänner, am 3. Februar, am 6. März, am 9. April, so daß sie zu Neujahr des nächsten Jahres den Gehalt posticipando beziehen. Indessen haben aber die Beamten dieses Jahr 12 Monate gearbeitet und nur 11 Monate bezahlt erhalten, für den kleinen Beamten ein sehr empfindlicher Verlust, auch für den großen Beamten mit 200—300 fl. Monatsgehalt aber empfindlich durch die Höhe der Summe der Verlustes.

Diejenigen aber, welche über die schlechten Zeiten klagen, sehen selbe als nothwendigen Uebergang zum Besseren an und erwarten noch immer die goldenen Tage.

Vollständig enttäuscht ist nur der arbeitsscheue Pöbel, welcher sich träumte, unter Italien brauche er gar nicht mehr zu arbeiten, und die Tauben des Marcussplatzes, welche kraft einer Stiftung der Republik um 2 Uhr Nachmittags gefüttert werden, werden nun gebraten als Fütterung des Volkes herumfliegen.

Im Ganzen und Großen kann man sagen, daß Berichte, wie wir sie in den Zeitungen von den unglücklichen Venezianern lesen, tendenziös gefärbt sind; der Venezianer liebt die neue Regierung, hat sich's aber viel besser vorgestellt, als er es jetzt findet, und es wird Sache der Regierung sein, die Gunst der Venezianer, wie sie ihr entgegengetragen, zu erhalten. Ob ihr's gelingen wird? — das ist die Frage, deren Antwort in der Zukunft liegt.

Nach diesem für ein Feuilleton etwas stark politisch gefärbtem Excurse wollen wir noch zum Souper zu Bauer in der Stella d'oro uns verfügen und diese Excursion mit dem Titel des Feuilletons beschönigen, der nicht von einer Reisebeschreibung, sondern von Reiseresflexionen spricht. Das Hotel und Birreria des Herrn Bauer in Venedig ist die Dase des Deutschthums in Venedig, würdig vertreten durch einen wichtigen Repräsentanten der deutschen Cultur, nämlich durch ein gutes Bier, Wiener Bier im Eisapparat, klar und frisch. Bei Bauer finden Sie die deutsche Handelswelt, Chef und Commis; da sitzt der deutsche Arzt Dr. Jungh jeden Abend; der deutsche Fremdenführer lauert auf sein Opfer. Und dieser deutsche Cirkel sitzt friedlich neben den Italienern, welchen das deutsche Bier vorzüglich mundet. Der König selbst, wenn er nach Venedig kommt, läßt sich sein Krügel bei Bauer holen, Rattazzi aber und die Herren Minister kommen selber hin, ja sogar der Prinz

Rusland.

Bileneue, 8. September. (Garibaldi) wurde hier durch das Genfer Comité empfangen; es wurden Hochrufe auf Garibaldi und die Freiheit Roms ausgebracht. Garibaldi antwortete mit einem „Hoch auf Genf, das Rom der Intelligenz.“

Genf, 8. September. (Garibaldi) wurde auf den Eisenbahnstationen Lausanne und Genf festlich empfangen. Die Bevölkerung von Genf war begeistert. Garibaldi dankte dem braven und freien Volke von Genf für das Asyl, welches es allen Demokraten biete, für seine Initiative gegen die Institution des Papstthums, forderte zur Vollendung des Werkes auf und empfahl dem Genfer und schweizer Volke Eintracht im Interesse der Freiheit und Demokratie.

— 9. September. (Garibaldi) ist gestern Abends um 6 Uhr hier eingetroffen; er hielt vom Balkon des Hotels an die Volksmenge eine Ansprache, in welcher er die Genfer beglückwünschte, den ersten Stoß dem Papstthume versetzt zu haben, und sagte, er werde ihm den letzten beibringen; er erklärte schließlich, er werde nach Rom gehen.

Spanien. (Neue Erhebungen in Alicante.) In der Hauptstadt dieser Provinz selbst sollen sich mehrere Batterien in Verbindung mit einem Infanterie-Regimente urplötzlich für den Aufstand erklärt haben. Auch in Galicien ist noch nicht alles wieder ruhig, da von Madrid aus dorthin mehrere Infanterie-Colonnen nebst Artillerie gesandt werden mußten. — Endlich hat auch Prim ein Lebenszeichen von sich gegeben. Er schrieb an das Pariser spanische Comité von Catalonien aus, wo er sich befindet. Er gesteht seine bisherige Unthätigkeit ein, fügt aber geheimnißvoll hinzu, daß er einen großen Coup vorbereite, der die Regierung da treffen werde, wo sie ihn am wenigsten erwarte. Eine Proclamation des Marshalls Narvaez beglückwünscht die Truppen wegen ihrer Treue gegen die Königin und ihre Fahne, und fordert sie auf, in der Erfüllung ihrer Pflichten auszuharren.

New-York, 28. August. (Grant) behauptet in einem wegen der Verletzung Sheridan's und Sickle's an den Präsidenten gerichteten Schreiben, er allein sei berechtigt, das Heer zu controliren.

Tagesneuigkeiten.

— (Das k. k. Kriegsministerium) hat — unter Auflassung der bisher wirksam gewesenen Monturs-commissionen — angeordnet, daß die künftige Beschaffung der Monturs- und Ausrüstungsbedürfnisse für die k. k. Armee lediglich im Wege der Privatindustrie zu veranlassen sei. Mittels öffentlicher Kundmachung wird zur Betheiligung an diesen Unternehmungen und zur Offert-Einbringung aufgefodert.

— (In Wien nimmt die Unsicherheit des Eigenthums) in wahrhaft erschreckender Weise überhand. Außer dem neulich bereits erwähnten großen Diebstahl in der Post wurde noch ein Einbruch in einer Wochenscheide am Kärntnering verübt, bei dem bedeutende Summen entwendet wurden, dann eine Menge kleinerer Diebstähle verübt, die die Betroffenen immerhin empfindlich schädigten, ohne daß es bisher gelang, einen Thäters habhaft zu werden — und schon wieder melden Wiener Blätter einen äußerst frechen bedeutenden Diebstahl. In der Nacht vom Samstag auf

Sonntag wurden auf der Wiedner Hauptstraße aus dem wohl verschlossenen Gewölbe des Juweliers E. Frischner eine Menge der werthvollsten Gold- und Silberfachen entwendet. Nach einer Specification, die der Beschädigte im ersten Augenblicke zusammenstellte, beziffert sich der Schaden auf wenigstens 20.000 fl., doch fehlen zumeist nur solche Gegenstände, welche Frischner in Commission zum Verlaufe erhalten.

— (Hinterlader.) Zur Berichtigung früher nach Wiener Blättern mitgetheilten Angaben meldet die Grazer „Tagespost“: Vor einigen Tagen erhielt die Waffenfabrik des Herrn Wernl zu Steyr vom k. k. Kriegsministerium den Auftrag zur Lieferung von 100.000 Stück Hinterladern nach dem System Wernl-Holub. Für die Ablieferung dieser Gewehre ist das Jahr 1868 festgesetzt.

— (Cholera.) In Triest vom 8. bis 9. v. M. 5 Erkrankungen in der Stadt, 4 genasen, 1 starb, 20 in Behandlung.

— (Das telegraphische Bureau für Mittel-, West- und Süddeutschland), Reuter's neu gegründete Filiale, in Frankfurt wurde bereits am 6. v. M. auf Antrag des Civilcommissärs Madai wieder polizeilich geschlossen, die von den städtischen Behörden ertheilte Genehmigung zum Gewerbebetrieb für annullirt erklärt und dem genannten Bureau bei 10 Thalern Strafe für die Depesche unterlagt, weitere Depeschen auszugeben. Die dortige Geschäfts- und Handelswelt bedauert dies allgemein, da das neue Unternehmen sich ebensowohl durch eine von seinem anderen Bureau je gebotene Reichhaltigkeit des Materials, als auch durch wahrhaft unglaubliche Billigkeit auszeichnete und man mit seinen Leistungen so allgemein zufrieden war, daß es sich in wenigen Tagen einen großen Abonnentenkreis erworben hatte.

— (Ein unangenehmes Mißverständnis.) Wie die Madrider „Epoca“ meldet, ist in Folge eines dauerlichen Mißverständnisses der Kronprinz von Preußen, der gegenwärtig die Pyrenäen bereist, von der französischen Polizei, die äußerst wachsam ist und alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreift, während einiger Stunden festgehalten worden.

(Das Ende einer Kahnfahrt von Amerika nach Europa.) Ein amerikanisches Boot mit seiner kleinen Besatzung von vier Personen hat auf seiner Fahrt von Baltimore nach Europa den Untergang gefunden. Die stürmische See kenterte das kleine Fahrzeug mehrere Male, und wenn es sich auch jedesmal wieder aufrichtete, so verlor es doch seine Vorräthe, Del, Licht, Brod, Compas etc., und gerieth in eine schlimme Lage. Kleinigkeiten, die bezeugende Schiffe ablassen konnten, langten nicht weit und es kam der Augenblick, wo das Meer sich seine Opfer holte und die Tollkühnen im Zustande der größten Erschöpfung und beinahe wahnsinnig Einen nach dem Andern von der kleinen Barke hinwegspülte. Nur Einer, ein Mann Namens Armstrong, obwohl halb todt vor Ermattung, hielt mit den letzten Kräften an dem Boote fest, und so oft ihn auch die See davon hinwegriß, um ihn gleich darauf gegen dasselbe anzuschleudern, daß ihm fast die Sinne vergingen, arbeitete er sich doch wieder zu der rettenden Planke hin. Das Schicksal war ihm günstig. Erbarmlich geschlagen und wund, erstarrt, ausgehungert, trank von dem vielen Meerwasser, das er geschluckt, fischte ihn ein englisches Schiff auf. Mit sorgfältiger Pflege genas er bald, und bei seiner Ankunft hier nahm sich dann der amerikanische Consul seiner an und verschaffte ihm die Mittel, nächstens nach Amerika zurückzulehren.

die sich immer mehr von einander trennten, je weiter sie strahlenartig vorwärts gingen. Wenn sie nun einzeln von einer feindlichen Uebermacht überfallen wurden, mußten sie, um nicht zu unterliegen, sich in einigen kleinen Forts festsetzen und zusehen, wie die Indianer volle Freiheit hatten das Land zu durchstreifen. Es ist begreiflich, daß dieses Expeditionscorps, welchem jeder Stützpunkt fehlte, und das wie auf Abenteuer in die endlosen Prairien hineinzog, nach 3 Monaten durchaus keinen Erfolg aufzuweisen hatte, und daß von beiden Seiten nur Grausamkeiten und Repressalien verübt wurden, welche an die Cooper'schen und Irving'schen Romane erinnern.

Die fanatisirten Indianer richteten sich nur nach ihren Kriegstraditionen und stehlen, plündern und megalen ohne Mitleiden alle Weißen nieder, und die Pioniere an der Grenze, die „enfants perdus der Civilisation“, mehr als der reguläre Soldat an das Leben in der Savana gewöhnt, verfolgen ihrerseits die Indianer und rächen durch schreckliche Repressalien die Grausamkeiten, denen ihre Nachbarn zum Opfer gefallen sind. Der nordamerikanische Congreß, der vor einigen Monaten sich gegen Unterhandlungen mit den Indianern erklärt hatte, ist von diesem Beschluß zurückgekommen. Er beschloß eine Bill, welche im wesentlichen festsetzt, daß eine Commission ernannt werde, welche mit den Häuptlingen der Indianerstämme in Unterhandlung zu treten, die Beschwerden derselben entgegen zu nehmen hat, daß die Beschwerden gerecht werden und auf diese Weise die Sicherheit der Personen und des Eigenthums in den westlichen Districten wiederherstellen soll. Diese Commission soll außerdem im Lande Districte auswählen, welche ausgedehnt genug sind, um sämtliche im Osten des Felsgebirgs wohnende Stämme aufzunehmen und ihnen gleichzeitig bestellbaren und fruchtbaren Ackerboden anweisen, der ihnen die Mittel zur Existenz verleiht. Diese Districte sollen in immerwährendem Besiz der Indianer verbleiben. Niemand, mit Ausnahme der Regierungsbeamten, soll sich dort ansiedeln dürfen, ohne die Erlaubniß der Indianer selbst. Die gewählten Districte müssen übrigens weit von den im Ban begriffenen Eisenbahnliesen entfernt sein. Eine Summe von 300.000 Dollars soll gleichzeitig für die Indianer verwendet werden, welche sich bei der Rebellion nicht betheiligten. Sollte aber die friedliche Mission der Commission scheitern, so ist der Kriegsminister ermächtigt, aus den verschiedenen Staaten der Union 4000 Mann Freiwillige zu sammeln. Diese Freiwilligen werden zu Compagnien und Bataillonen geformt und mit den regulären Truppen auf gleichen Fuß gestellt. Mit diesem Corps soll dann die Expedition von neuem unternommen werden.

Oesterreich.

Wien, 9. September. (Dementi.) Die von mehreren Blättern gebrachte Nachricht über angebliche Pensionirungen höherer Militärs während der Zeit der Uebungen im Brucker Lager ist die „W. Abdt.“ ermächtigt als gänzlich unwahr zu bezeichnen.

— (Preussische Spione.) Der „Deb.“ wird gemeldet: Es bestätigt sich vollkommen, was letzterer Zeit von Umtrieben preussischer Officiere in Südtirol verlautete. Es sollen bereits offizielle Nachrichten hier in Wien eingetroffen sein über verdächtiges Umherstreifen von verkleideten preussischen Militärs in den Bergpässen, namentlich aber im Nagenthal und in Zampach.

Amadeo verschmähte es nicht, sich bei Bauer in dessen Locale zu erquicken, und ich möchte nicht zu behaupten wagen, daß nicht einmal der „Moniteur“ von Florenz berichtet, daß der König persönlich bei Bauer sein Bier trank, vorausgesetzt, daß er es nicht vorzieht, incognito daselbst zu verweilen.

Bauer ist vielleicht der einzige Gastwirth Venedigs, der in seinem Geschäfte keine Stockung erlitten hat. Bauer verdient aber sein Glück, denn er bietet auch was und sorgt für seine Gäste. Es sei ihm der kühnste Labetrunk noch heute gedankt, den er mir geboten in der Glühitze der vorigen Woche. Ueberhaupt vergaß ich bei Bauer fast Italien und glaubte in Laibach zu sein, denn seine Kellner bedienen mich bereits bei Laus und Puzandl. Es scheint mir das Hotel Bauer so eine Art Kellneruniversität. Wenn ein Laibacher über Venedig schreibt, so wäre es unpatriotisch, des Hotels „zur Stadt München“ zu vergessen, in welchem der Wirth Herr Taufscher aus Laibach seine Gäste in der löblichsten Weise zufriedensetzt.

Ehe ich in die genannte Bierwirthschaft mich versetzte, machte ich meine Runde am Marcusplatz, wo eine italienische Regimentsmusik spielte. Wer die österreichischen Militärmusiken kennt, der ist nicht im Stande, eine italienische zu gontiren. Die Instrumente sind alt, die Ziehposaune findet noch ihre Anwendung, von neueren Instrumenten keine Idee; am leichtesten vermiste ich allerdings die Bombardons der Oesterreicher, wo man studiren muß, wie der Mann in die Windungen seines Instrumentes hineingestiegen ist. Von einer Präcision, von einer gleichmäßigen Stimmung keine Rede, die Mittelstimmen zu schwach vertreten, die Bände selbst um die Hälfte kleiner, als die österreichischen. Jeden Abend spielt Musik, den einen Abend die Musik des einen, den zweiten die Musik des zweiten Infanterie-Regiments,

den dritten Abend die Musik der Nationalgarde und den vierten Abend die Brigademusik, d. h. die oben erwähnten zwei Regimentsbänder in eine verschmolzen.

Ueber das italienische Militär, seine Tournüre und Haltung, seine Equipirung will ich nicht reden, da es dem Blinden nicht zusteht, über Farben zu urtheilen, nur so viel erlaube ich mir, mit meinem schwachen Unterthanenverstande zu behaupten, daß die Nationalgarde unbedingt einen besseren Eindruck macht, als das Militär. Inbessn steht, wie man mir erzählte, eine militärische Uniformirungsreform bevor. Tout comme chez nous.

Den folgenden Tag widmete ich meinen Freunden und alten Bekannten. Es war ein schwerer Tag, der Tag des Abschieds.

Venedig verläßt sich stets sehr schwer; das einzige unterstützende Moment ist der Fischgeruch; indessen wenn man länger in Venedig ist, gewöhnt man sich daran so gut, als man in Laibach sich an den Morastrauchgeruch gewöhnt, oder doch gewöhnen muß. Adieu, du schönes Venedig! Adieu, du stahlblaue Lagune, du sonnenklarer Tag, du mondbeglänzte schwärmerische Traumnacht! Du versteinertes Märchen, thurm- und kuppelreiche Lagunenstadt!

In Padua angelangt, wurde ich zum zweiten Male geräuchert. Die Chemiker von Padua verstehen ihr Geschäft noch besser als die in Udine. Padua ist eben eine Universitätsstadt.

Ich besuchte auch hier meine Bekannten, den heil. Antonius, die heil. Giustina, den Valle del Prä, das Café Pedrocchi. Padua hat an Lebhaftigkeit seines Verkehrs entschieden gewonnen. Man sagte mir, daß an 2000 Studenten dort studiren. Die Studenten waren nicht da, es sind Ferien, aber 2000 Menschen durch 10 Monate in einer Stadt haben zur Folge, daß im ersten und zwölften Monate die Straßen doch auch

frequenter sind, als sonst. Die Paduaner sind offenbar die enragirtesten Italiener. In Venedig hatten sie blos Circenses, in Padua aber haben sie auch panem.

Von Padua zog ich nach Süden und machte einen herrlichen Ausflug in die Euganeischen Berge.

Wie leid thut es mir nun, daß ich nur Reflexionen schreibe. — Ueber die Euganeischen Berge, über die herrliche Nacht in der üppigen Südländsnatur, über den Reichtum der fast in exotischer Ueppigkeit strahlenden Gesteine, über die historischen Villegiaturen, wo Petrarca seine schönsten Lieder sang, läßt sich nicht reflectiren, das will angeschaut, in vollster Unmittelbarkeit gefühlt, und mitten in der balsamischen Luft, mitten in dem reichen Eindrucke einer gottgesegneten Umgebung muß beschrieben und nicht reflectirt werden.

Sollte ich hören, daß mein Feuilleton nicht so schlafend wirkte, wie die duftgewürzte Luft der Nacht in Battaglia, vielleicht führt mein nächstes Feuilleton den Titel: Monti Euganei.

Bei der Rückreise wurden wir in Mestre zum dritten Male geräuchert. Die in Mestre verstehen das Ding auch recht gründlich, eine Dame wurde sogar aus Mitleid dispensirt, aber wenn ich Juror wäre, die große goldene Medaille würden doch die Paduaner erhalten. — Dem Verdienste seine Krone.

Die letzte Räucherung aber machte ich in Laibach mit, nur mit dem Unterschiede von Padua, daß man in Laibach nicht im Bahnhofe, sondern überall geräuchert wird, und daß ich in diesem Rauche meine Reflexionen machte; ich sagte in dem Rauche, nicht über den Capitel, welches die berechnigte Sphäre eines Feuilletons noch mehr überschreiten würde, als es meine Reflexionen ohnehin schon gethan haben.

29.—	29.50	Krainische Grundentlastungs-Obligationen, Pr. vatnotirung: 87 Geld, 93 Baare.
24.75	25.25	